

# Wie es in Leipzig begann

Durch die Stadt geht das Gerücht, in den Krankenhäusern bereite man Notbetten und Blutkonserven vor. Im Stadtzentrum drängen sich Soldaten und schwer bewaffnete Polizei. Die Spannung wächst. Um fünf soll der Gottesdienst in St. Nikolai beginnen. Was dann geschieht, weiß niemand. Werden sie schießen? Wenn ja, wird es ein schlimmes Blutbad geben, denn schon seit dem Nachmittag sind Tausende Menschen auf der Straße. Leipzig, DDR, 9. Oktober 1989. An diesem Abend beginnt hier, 200 Kilometer von Berlin entfernt, die Mauer zu bröckeln.

Text: Adéla Tallisová Dražanová / Foto: Christin Alexandrow und Profimedia.cz

## MAGDALENA

Natürlich hatten wir schreckliche Angst. Unseren damals vierjährigen Georg hatten wir zu Oma und Opa gebracht und sind dann getrennt ins Stadtzentrum gegangen, damit wir, falls geschossen wird, nicht am selben Ort sind. Wissen Sie, es gab damals zum Beispiel Leute, die regimekritische Transparente vor der Kirche ausgerollt haben. So mutig waren wir nicht. Aber zuhause beim Kaffee sitzen konnten wir auch nicht. Wir haben sehr lange versucht, diesem alltäglichen Verfall etwas Gutes abzugewinnen. Doch neunundachtzig war damit Schluss.

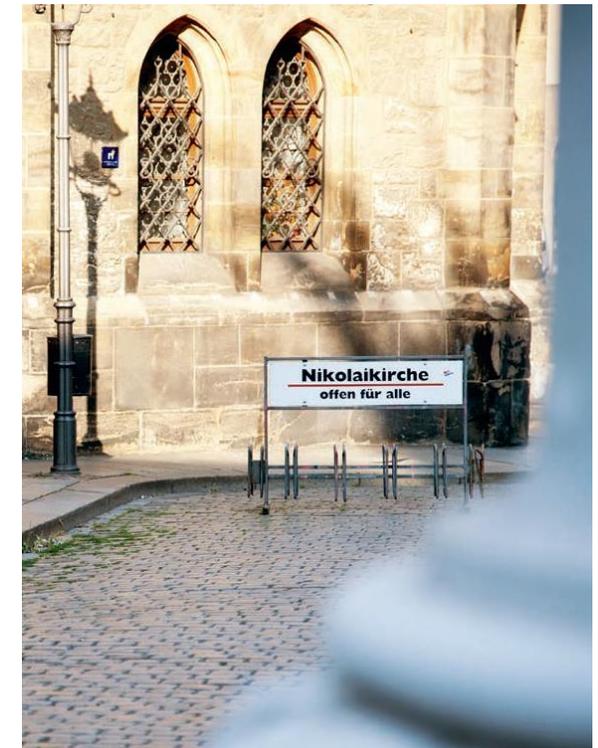
## TOBIAS

Ich war Fatalist, ich dachte, die Kommunisten sind hier für immer und ewig. Ich konnte weder Abitur machen noch studieren, ich lebte in einer Parallelwelt außerhalb des Systems. Im Westen hatte ich Verwandte und meine Freunde sagten:

„Was machst du noch hier?“ Doch Auswandern war für mich die letzte Option. Ich hatte das Gefühl, dass ich gerade hier von Nutzen sein könnte, in einem Staat, der mich nicht wollte. Und außerdem: Leipzig war anders. Es ist kein Zufall, dass das gerade hier passiert ist.

## HANS-CHRISTIAN

Im Mai '89 waren in der DDR Kommunalwahlen. Die Menschen waren immer wütender auf das Regime und viele von ihnen beschlossen, diesmal nicht mehr für die Kommunisten zu stimmen. Das hieß, seinen Mut zusammenzunehmen, im Wahllokal in die Kabine zu gehen und die Namen auf dem Wahlzettel durchzustreichen. Ich habe das so gemacht und die meisten meiner Freunde auch. Und wissen Sie was? Das offizielle Ergebnis lautete wieder 99 Prozent für die Kommunisten. Ich sagte mir: „Sind etwa all meine Freunde Lügner?“ Ganz bestimmt nicht. Die Ergebnisse waren gefälscht.



## CHRISTOPH

Der Prager Frühling hat mich sehr interessiert. Es war klar, dass ich nach Prag musste, um mir das anzuschauen. Dass ich aber ausgerechnet am 21. August '68 dort war, das war natürlich Zufall. Ich wohnte in einem Studentenwohnheim. Am Morgen weckte mich schrecklicher Lärm. Ich dachte, das kommt von einer Baustelle, doch als ich rausging, lag schon ein blutender Mensch auf der Treppe. Die Fotos, die ich an diesem Tag gemacht habe, nahm ich dann heimlich mit in die DDR. Um zu zeigen, was sich wirklich zugetragen hat.

## JUNGS AUF DEM FLUR

Magdalena ist im tschechischen Havířov aufs Gymnasium gegangen und galt als etwas seltsam, denn während all ihre Mitschüler verrückt nach den Beatles waren und Englisch lernen wollten, mochte sie das Deutsche. „Mir gefiel einfach der Klang“, erinnert sie sich. „Ich hatte den Ehrgeiz, im Deutschen Humor und Ironie zu verstehen. Das lernt man nur, wenn man in dem Land lebt, in dem die Sprache gesprochen wird.“ Diese Chance bot sich ihr im Frühjahr 1977. Magdalena, mittlerweile Germanistikstudentin in Brünn, bekam nach einigen Verzögerungen die Erlaubnis, an der Universität Leipzig zu studieren. Sie kam Mitte September in Leipzig an, fuhr vom Bahnhof aus mit der Straßenbahn zur Straße des 18. Oktober und erlebte sogleich einen Schock: „Im Studentenwohnheim liefen Jungs auf dem Flur herum, auch abends! Das gab es in Brünn nicht, die Wohnheime waren dort streng getrennt.“



MAGDALENA



TOBIAS



HANS-CHRISTIAN



CHRISTOPH

Im Februar des folgenden Jahres ging Magdalena zum Fasching. Dort begegnete ihr um drei Uhr morgens Harald, ein Student der Veterinärmedizin. Er sprach Tschechisch, seine Mutter war eine Sudetendeutsche aus Teplice. Sie wurden ein Paar und ebenjener Harald Grams war schließlich der Grund dafür, warum Magdalena nicht in die Tschechoslowakei zurückkehrte: Gleich nach Abschluss des Studiums heirateten sie und 1985 wurde ihr Sohn Georg geboren. Im selben Jahr begann Magdalena zu promovieren. „Das war eine schwere Zeit, ich fand keine Arbeit, ich glaube, es störte die Ostdeutschen, dass ich meinen tschechoslowakischen Pass behalten hatte. Ich war eine verheiratete Frau und Mutter und hatte jeden Monat Angst, dass wir mit dem Geld nicht auskommen“, erzählt sie. „Besser wurde es erst 1988. Da verteidigte ich meine Dissertation und bekam schließlich eine Stelle an der Uni. In diesem Jahr lag auch schon etwas in der Luft.“

## DER PROVOKATEUR

Wir können ein Interview machen, es muss aber noch heute sein, denn morgen früh fährt Christoph in den Urlaub. Nach Dänemark, mit dem Rad: In zwei Wochen will er 1 500 Kilometer fahren. Sicher, Dänemark ist flach wie ein Eierkuchen. Die Dänen sagen, der höchste Berg im Land sei eine liegende schwangere Frau. Doch Christoph Wonneberger ist Jahrgang 1944. Zudem musste er etliche Sachen zweimal lernen (Sprechen zum Beispiel, aber davon wird noch die Rede sein).

Christoph wurde im sächsischen Dorf Wiesa in einer Pfarrersfamilie geboren. Er selbst wollte einen anderen Weg einschlagen, durfte jedoch wegen des Kaderprofils seiner Familie nicht studieren, und so landete er nach einer Ausbildung zum Schlosser an einer (vom Staat nicht anerkannten) kirchlichen Hochschule. „Allmählich begriff ich, dass die Kirche mir die größte Freiheit bietet“, sagt er.

1977, zur selben Zeit, als die tschechoslowakische Studentin Magdalena das Studentenwohnheim in der Leipziger Straße des 18. Oktober bezog, ging Christoph Wonneberger nach Dresden. Ihn begleitete der Ruf, ein unkonventioneller Pfarrer zu sein, aus Sicht des Regimes ein Provokateur und „abhängig von westlicher Literatur“ (wie ein gewisser Klaus in einem Bericht für die Stasi, die mächtige ostdeutsche Geheimpolizei, schreibt). In Dresden sollte der „Provokateur“ Wonneberger mit etwas beginnen, das in der Endkonsequenz zum Zerfall des kommunistischen Regimes in der DDR beitrug: den montäglichen Friedensgebeten.

„Das hat mit meiner Biografie zu tun. Erstens hatte ich in Prag im August '68 gesehen, wie Menschen mit bloßen Händen auf Panzer losgingen, da begriff ich, dass Gewalt keine Lösung ist“, erinnert sich Wonneberger. „Zweitens hatten wir in den christlichen Jugendgruppen oft darüber diskutiert, was zu tun sei, wenn der Einberufungsbefehl kommt. Gegen die eigene Überzeugung zur Armee gehen? Verweigern und im Knast landen? Sie dürfen nicht vergessen: Wir reden von der Zeit

des tiefsten Kalten Kriegs und Wettrüstens. Die DDR militarisierte sich immer mehr. Es war erschütternd. Und es hat noch mit einer anderen Sache zu tun: dem Hospiz.“ Christoph besuchte regelmäßig Senioren, die rund um die Uhr Pflege benötigten. Und fand es geschmacklos, dass der Staat gigantische Summen für die Rüstung ausgab statt seinen Bürgern ein Alter in Würde zu sichern.

All das mündete nach und nach in eine Initiative mit der Abkürzung SoFd – Sozialer Friedensdienst. Die Idee war simpel und aus heutiger Sicht selbstverständlich: Es ging darum, dass junge Männer, die nicht zum Wehrdienst wollten, ihren Dienst im zivilen Bereich ableisten konnten. Zum Beispiel in einem Hospiz. Was heute selbstverständlich klingt, war jedoch in der DDR der siebziger Jahre unerhört, und das Regime begann bald, Druck auf Wonneberger auszuüben, damit er die Aktivitäten rund um den SoFd einstelle.

Christoph überlegte, wie es weitergehen soll. Ins Gefängnis wollte er nicht, das hätte all seine bisherigen Bemühungen zunichte gemacht. Und so kam ihm die Idee der Friedensgebete. Diese waren etwas viel Allgemeineres als der SoFd, die Menschen trafen sich einfach jeden Montag in der Dreikönigskirche im Stadtviertel Dresden-Neustadt und Christoph sprach mit ihnen während des Gottesdienstes über Themen wie den Kalten Krieg, die Aufrüstung, den Wehrdienst etc.

Von Dresden aus verbreiteten sich die Montagstreffen dann in andere ostdeutsche

Städte – einschließlich Leipzig, wohin Pfarrer Wonneberger 1985 ging. Der „SoFd war somit der Beginn der unter dem Dach der Kirche stattfindenden oppositionellen Bürgerrechtsbewegung und auch der Beginn der Friedensgebete, wie sie dann im Herbst '89 zum großen Katalysator für die Friedliche Revolution wurden“, schrieb er viele Jahre später.

### **DEN HOF FEGEN**

Es begann damit, dass er nicht bei den Pionieren war. Als Einziger aus der Klasse, „Meine Eltern haben in der Schule erklärt, es gehe primär nicht um Trotz gegenüber dem Staat, sondern um die christliche Einstellung der Familie“, erinnert sich Tobias. „Meine Klassenlehrerin war zum Glück tolerant und versuchte mich, wo es nur ging, in die schulischen Aktivitäten einzubeziehen. Einmal musste sie zum Beispiel alle Mitschüler fragen, ob es sie stört, wenn ich als Nicht-Pionier am Pionierfasching teilnehme“.

Tobias Hollitzer wurde (1966) in Leipzig geboren und hat die Stadt nie verlassen. Er ist das älteste von vier Geschwistern und hat in Erinnerung, dass seine Eltern ihm stets den Rücken stärkten, auch wenn das Probleme nach sich zog: „Ich war noch auf der Grundschule, als das Fach Wehrerziehung eingeführt wurde. Ich weigerte mich, dorthin zu gehen, es vertrug sich nicht mit meiner christlichen Überzeugung. Das hatte einen Skandal zur Folge. Ich wurde ständig ins Direktorenzimmer gerufen, am Ende

ließ man mich jedoch statt der Gasmasken-Übungen den Hof fegen.“

Die Verweigerung der Wehrerziehung brachte Tobias um die Möglichkeit, Abitur zu machen und zu studieren. „Man sagte mir, studieren könnten nur Leute, die in der Lage seien, sich regelkonform zu verhalten. Ich hatte einen Durchschnitt von 1,2 – und ging zur Berufsschule.“

In dieser Zeit begann sich Tobias für Ökologie zu interessieren. „In Leipzig war alles schlecht. Das Wasser, die Luft, der Boden... Die nahegelegenen Chemiefabriken bliesen über Nacht Abgase in die Luft, manchmal konnte man kein Fenster mehr aufmachen. Alles in der Stadt war braun und fettig, auf den Flüssen schwamm chemischer Schaum.“

Tobias fotografierte das und schickte die Fotos an die Behörden. Er fand eine Gruppe von Leuten, die sich ebenfalls mit der Umwelt befassten und sich engagieren wollten, zum Beispiel durch Pflanzen von Bäumen. „Doch das verbot man uns. Man sagte, laut Gesetz sei das Pflanzen von Bäumen Sache des Staates. So wurden wir zur Opposition. Ich war siebzehn und mir war klar, dass die DDR nicht funktionierte.“

### **OFFEN FÜR ALLE**

Das Gefühl, dass der Staat nicht funktionierte, breitete sich in den achtziger Jahren – insbesondere in deren zweiter Hälfte – immer stärker in der ostdeutschen Gesellschaft aus. Das absolute Fehlen von Meinungsfreiheit, die Reiseverbote, die katastrophale ökologische

Situation, der permanente Mangel an grundlegenden Waren, die verfallenden Häuser und Wohnungen... Die Ostdeutschen hatten zudem – im Gegensatz zu anderen Ostblockländern – einen deutlicheren Vergleich zum Westen. „Die meisten Leute hatten im Westen Verwandte, die zu Besuch kamen. Und alle schauten Westfernsehen. Man nannte das kollektive Emigration. Jeden Abend um acht schalteten die Ostdeutschen kollektiv die westdeutschen Nachrichten ein“, erzählt Tobias Hollitzer.

Große Hoffnungen weckte der sowjetische Präsident Michail Gorbatschow, der seit März 1985 im Kreml saß. „Gorbi“ war anders als seine Vorgänger: jung, freundlich und vor allem reformbereit. Bereits 1986 begann er mit der Politik von Perestroika und Glasnost: In der UdSSR durfte man plötzlich über die Verbrechen des Stalinismus reden, plötzlich kamen verbotene Autoren zu Wort, konnten Journalisten Fragen stellen.

Das Honecker-Regime lehnte die Glasnost-Politik jedoch ab – mit der Begründung, wenn der Nachbar seine Tapeten wechsle, müsse man ihm das nicht gleichtun. Das war für viele der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte: Die Zahl derer, die versuchten, in den Westen zu fliehen oder auszureisen, stieg gleichsam exponentiell an.

„Mitunter führte das zu skurrilen Situationen. Ich erinnere mich an den Fall einer Familie aus Thüringen, die sich aus Bettbezügen eine Art Heißluftballon genäht hatte und damit über die Grenze geflogen war. Die

Kommunisten zogen daraufhin die Bettbezüge aus den Geschäften zurück, es durfte nur noch einer pro Person verkauft werden“, erinnert sich Magdalena Grams.

Legal auszuwandern war äußerst kompliziert. „Leute, die einen Ausreiseantrag gestellt hatten, verloren sofort ihren Job und wurden vom Regime systematisch schikaniert. Mitunter saßen sie drei Jahre lang zu Hause auf ihren Koffern, und dann kam ein Anruf und man sagte ihnen, sie müssten das Land innerhalb von 24 Stunden verlassen. Das war eine unerträgliche psychische Belastung und es ist logisch, dass diese Menschen einen Ort suchten, wo man sie verstand“, sagt Tobias.

Ein solcher Ort waren – die Kirchen. Die montäglichen Friedensgebete. Was Christoph Wonneberger vor Jahren in Dresden ins Leben gerufen hatte, wurde in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre quasi zu einer Angelegenheit der gesamten DDR. Die Friedensgebete entwickelten sich zu einer Plattform für alle, die aus irgendeinem – x-beliebigen – Grund mit dem Regime haderten und darüber sprechen wollten. In Leipzig, das im Herbst 1989 zum Initiator der friedlichen Revolution in Ostdeutschland werden sollte, fanden diese in der Nikolaikirche, einem majestätischen, im Stadtzentrum gelegenen Bau aus dem 16. Jahrhundert, statt. Koordiniert und geleitet wurden sie vor allem von zwei Leipziger Pfarrern: Christian Führer und Christoph Wonneberger. „Nikolaikirche offen für alle“, stand auf einer Tafel an der Außenwand.

## **DU BLEIBST BEI MIR**

„Ich bin dort auch hingegangen“, sagt Hans-Christian Trepte. „Nicht ganz regelmäßig, aber oft. Das war sehr interessant. Unkonventionell, offen. Man konnte für eine Weile dieser tagtäglichen kommunistischen Schizophrenie entkommen.“ Hans-Christian, Jahrgang 1951, war Ende der sechziger Jahre als Student nach Leipzig gekommen. Studieren wollte er gerade hier und nirgendwo sonst, denn Leipzig, so sagt er, sei der beste Ort in der DDR gewesen, so ein Fenster zum Westen. „Zweimal im Jahr, im Frühjahr und im Herbst, fand hier eine internationale Messe statt, zu der zahlreiche Leute aus anderen Ländern kamen. Die Stadt verwandelte sich dabei immer komplett, so konnte man zum Beispiel plötzlich Paprika kaufen“, erzählt er. „Und außerdem war noch jedes Jahr Buchmesse – die war besonders schizophoren, denn da brachten westliche Verleger Bücher mit, die in der DDR nicht erscheinen durften. Die lagen dann direkt vor unserer Nase – und wir durften sie nicht kaufen! Eines habe ich ergattert, weil der Buchhändler sagte: ‚Ich drehe mich jetzt um und Sie machen mit dem Buch, was Sie wollen.‘“

Hans-Christian ist in einem Dorf bei Dresden aufgewachsen, in einer christlichen Familie, in der niemand ein Hehl aus seinen politischen Ansichten machte. „Mein Vater und Großvater waren Antikommunisten und diskutierten offen über Politik.“ Auf der Oberschule schrieb sich Hans-Christian mit einem tschechischen Mädchen namens

Vladěnka und im Sommer 1968 fuhr er sie in Poděbrady besuchen. Das war spannend, denn Hans-Christian war ein begeisterter Anhänger des Sozialismus mit menschlichem Antlitz und wollte, dass die DDR einen ebensolchen Weg einschlug. In Poděbrady stellte er unter anderem fest, dass die tschechoslowakischen Ladenregale voller waren als die ostdeutschen.

Im darauffolgenden Jahr begann Hans-Christian an der Uni Leipzig zu studieren – Englisch und Russisch („Ich sagte mir, die Sprache kann ja für nichts“). In dieser Zeit fuhr er auch manchmal nach Ostberlin. Vom Fernsehturm auf dem Alexanderplatz sah er genau, wo die Mauer verlief: „Es war Abend. Ostberlin war düster, Westberlin funkelte.“

Die Familie hatte im Westen Verwandte: Ein Cousin von Hans-Christian war noch vor dem Mauerbau geflohen. Einige weitere Familienmitglieder waren gefolgt und Hans-Christian überlegte, ob er auch gehen sollte. Eine Gelegenheit bot sich 1986, als er – mit seiner Mutter, seinem Bruder und seiner Schwester – die Erlaubnis bekam, zu einem Begräbnis nach Bayern zu fahren. Seine Pläne wurden jedoch von seinem Bruder durchkreuzt. „Er floh als erster. Wir kamen in Westdeutschland an und er verschwand einfach. Mama hielt dann die ganze Zeit meinen Arm umklammert und sagte: ‚Du bleibst bei mir.‘ Und ich bekam Angst: Wenn ich nicht auf sie hörte und auch floh, dann würde ich sie nie mehr wiedersehen. Damals wäre ja niemand im Traum darauf gekommen, dass drei Jahre später alles vorbei sein würde.“

## **REGENSCHIRME UND ZIGARETTEN**

„Ich war Fatalist, ich dachte, die Kommunisten sind hier für immer und ewig.“ Tobias Hollitzer ist überzeugt, dass die Ostdeutschen sich den vollständigen Fall des Regimes selbst im Oktober oder Anfang November 1989 nicht vorstellen konnten. „Wer sagt, er habe das gewusst, redet Unsinn.“

Etwas lag jedoch „in der Luft“, wahrscheinlich schon 1988. „Immer mehr Künstler erlaubten sich zum Beispiel Kritik am Regime“, sagt Magdalena Grams. Und immer mehr Menschen nahmen Montagnachmittag um fünf auf den Bänken von St. Nikolai Platz: Im Herbst 1988 hatten die Friedensgebete bereits eine stabile Teilnehmerzahl von mehreren hundert Menschen. Und die oppositionellen Gruppen, die unter dem Dach der Kirche entstanden oder gewachsen waren, begannen Protestaktionen zu veranstalten.

Viele Jahre später wird Christoph Wonneberger in seinem Erinnerungsbuch den Protest vor dem Leipziger Kino Capitol im November 1988 beschreiben. Hier ließen Bürgerrechtler Luftballons mit den Titeln sowjetischer Filme steigen, die in der DDR verboten waren, weil sie stalinistische Verbrechen thematisierten. Im Capitol fand gerade ein Dokumentarfilmfestival statt und die Ballons erregten einiges Aufsehen: „Ein wildes Jagen auf die unerwünschten Flugobjekte beg[ann]. Stasi-Spitzel versuch[t]en mit brennenden Zigaretten und mit Regenschirmen, die Ballons zu zerstechen.“

Mitte Januar '89 fanden dann in der Stadt die ersten Demonstrationen für eine Demokratisierung der DDR statt. Den Organisatoren war es gelungen, zuvor Tausende von Flyern in Briefkästen zu verteilen. Und obgleich sie selbst noch vor der Demonstration verhaftet wurden, nahmen an dieser dann ca. fünfhundert Menschen teil. Kaum hatte der Demonstrationszug das Stadtzentrum verlassen, griff die Polizei ein. 53 Menschen landeten in Gefängniszellen. „Es war das erste Mal, dass auch Menschen auf die Straße gingen, die in keiner oppositionellen Gruppe organisiert waren“, sagt Tobias Hollitzer.

### **VERGESST ES**

Im Sommer hatten die Friedensgebete wie jedes Jahr Pause, die Menschen waren in der Sommerfrische, manche sogar in Bulgarien oder auf Rügen. Bereits am ersten Montag im September begannen sich jedoch die Bänke von St. Nikolai wieder zu füllen. Und 1989 wussten alle: Diesmal ist etwas anders.

Frühjahr und Sommer waren sehr ereignisreich gewesen. Im Mai waren Kommunalwahlen – die wohl am stärksten gefälschten in der Geschichte der DDR. Im Juni hatte die Polizei Straßenmusiker verhaftet, die in Leipzig ein inoffizielles Festival veranstaltet hatten. Im Juli und August waren Tausende Ostdeutsche über die offene ungarisch-österreichische Grenze in den Westen geflohen. Tausende weitere hatten in den westdeutschen Botschaften in Prag und Warschau Zuflucht gesucht, in der Hoffnung, auf diesem Weg in die

BRD zu gelangen (was ihnen schließlich auch glückte).

Das Honecker-Regime war am Ende, lehnte jedoch Aufforderungen zu einem Dialog mit der Opposition hartnäckig ab. Stattdessen feierte man die chinesischen Genossen, die im Juni auf dem Pekinger Platz des Himmlischen Friedens mit Panzern gegen Studenten vorgegangen waren (es starben fast zehntausend Menschen). Und übte Druck auf die Kirchenleitung aus, den Montagsgebeten ein Ende zu setzen. Auch die beiden Pfarrer Führer und Wonneberger erhielten unverhohlene Warnungen. Sie ignorierten sie. Stattdessen ließen sie die Protestwelle erstarken und von den Kirchenbänken nach draußen strömen: Im September '89 begannen die Teilnehmer der montäglichen Treffen in St. Nikolai gleich nach dem Gottesdienst auf die Straße zu gehen. Spontan, unorganisiert. Von Woche zu Woche wurden es mehr. Schließlich waren es so viele, dass sie nicht mehr in die Kirche passten. Am 25. September zählte die Menge über fünftausend Menschen, am 2. Oktober waren es bereits zwanzigtausend.

Die Stadtleitung verlor die Nerven und schickte LKWs mit Soldaten und schwer bewaffneter Polizei ins Stadtzentrum. Es kam zu zahlreichen Verhaftungen und über den Demonstrationen lag die Drohung eines „chinesischen Szenarios“: Bleibt am Montagabend zuhause. Lasst euch ja nicht einfallen, ins Stadtzentrum zu gehen. Vergesst die Friedensgebete. Vergesst es!

### **ANGST**

Magdalena sagt, die Masse habe eine spezielle, schwer beschreibbare Dynamik. Und je mehr Menschen sie umfasst, desto sicherer fühlt sich jeder Einzelne.

Montag, neunten Oktober 1989. Durch die Stadt geht das Gerücht, in den Krankenhäusern bereite man Notbetten und Blutkonserven vor. Alles medizinische Personal sei in Bereitschaft. Magdalena geht morgens normal zur Arbeit. Die Universitätsleitung verkündet, die Arbeitszeit ende heute um drei, dann sollten sich die Mitarbeiter sofort nach Hause begeben.

Um vier ist Magdalena schon wieder im Stadtzentrum. Georg hat sie gemeinsam mit Harald zu Oma und Opa gebracht. Die wollten ihn erst nicht nehmen, sie ahnten natürlich, was die Kinder vorhatten, und bekamen Angst. Schließlich ließen sie sich jedoch überzeugen. In die Stadt gehen Magdalena und Harry dann getrennt. Falls geschossen wird, soll Georg wenigstens noch einen Elternteil haben. Nun steht Magdalena auf der Brücke über dem Innenstadtring und beobachtet die Menge unter sich. Jede Minute werden es mehr Menschen, sie kommen aus Richtung Bahnhof. Überall schwerbewaffnete Polizei. Soldaten. Magdalena hat Angst.

Irgendwo dort unten ist auch Hans-Christian. Auch er hat Angst. Die Möglichkeit, dass geschossen wird, ist nämlich nicht nur real, sondern sogar sehr wahrscheinlich. Man muss nicht zwischen den Zeilen lesen, um die Drohung zu verstehen, die in der regimetreuen

Leipziger Volkszeitung abgedruckt war: ein „Brief“ eines gewissen Günter Lutz, Leiter einer Kampfgruppeneinheit, in welchem dieser verspricht, „das von uns Geschaffene“, wenn nötig, „mit der Waffe in der Hand“ zu verteidigen. Hans-Christian hat vormittags noch überlegt, ob er nicht zuhause bleiben soll. Doch dann wird ihm klar, dass er das nicht kann. Hier geht es um Menschenwürde.

Tobias wiederum hat sich gefragt, ob er sich für den Kampf gegen das Regime erschießen lassen würde. Würde er nicht. Ins Zentrum geht er aber trotzdem. Und hat ebenfalls Angst.

Nur Christoph Wonneberger denkt über so etwas nicht nach. Er pendelt auf dem Rad zwischen dem Stadtzentrum und seiner Wohnung, die sich in ein logistisches Zentrum verwandelt hat. Ständig hängt er am Telefon und verabredet etwas. Er weiß, dass er abgehört wird, aber bitte, sollen sie doch! Während des Vormittags hat er mit der Leitung dreier weiterer Leipziger Kirchen vereinbart, dass diese am Abend ebenfalls ihre Pforten öffnen. Um mehr Platz für die Teilnehmer des Friedensgebetes zu schaffen. Und auch, um den Menschen Schutz zu bieten, falls es zu einem Blutbad kommt. Den Gottesdienst wird Christoph heute nicht leiten, er koordiniert jedoch alles Übrige. Vor allem muss er dafür sorgen, dass Informationen über die Ereignisse in Leipzig nach draußen gelangen. In den Westen. Egal, was geschieht.

Um fünf beginnt das Friedensgebet in St. Nikolai, es wird von Christian Führer

geleitet. Weder Magdalena noch Hans-Christian noch Tobias sind in der Kirche. Es war einfach nicht möglich, bis dorthin vorzudringen. Die ersten Teilnehmer sind bereits mittags gekommen – Genossen, die hierher entsandt wurden, um möglichst viele Plätze zu besetzen. Christian Führer hat sie mit offenen Armen empfangen, das hat sie verwirrt.

Der Gottesdienst dauert eine Stunde. Führer betont, das Wichtigste sei, Gewalt zu vermeiden. Dann gehen die Menschen nach draußen. Die Menge kann sich fast nicht bewegen, so voll ist der Platz um die Kirche. Die Nervosität ist unerträglich. Polizei und Soldaten auf Schritt und Tritt, weitere warten bereits hinter der Metalltür an der „Runden Ecke“ – so nennt man das Gebäude, in dem sich die Leipziger Stasi-Zentrale befindet. Es hat wirklich eine abgerundete Ecke, zum Haupteingang führen halbkreisförmige Stufen.

Die Menge schiebt sich durch den Innenstadtring. Sie hat eine spezielle Dynamik... Jemand verteilt Kerzen, die die Menschen dann auf die Stufen an der Runden Ecke stellen. „Die Stasi muss weg!“ skandieren sie, obgleich sie sich hier am allermeisten fürchten. Sie wissen: Ein einziger in Richtung der verdunkelten Fenster geworfener Pflasterstein kann die Hölle entfesseln. Und wie viele Provokateure sind wohl in der Menge?

Dann geht auf einmal alles sehr schnell. Der Stadtfunk beginnt zu rauschen, und aus dem Rauschen erklingt die Stimme von Kurt Masur, Chefdirigent am Leipziger Gewandhaus, dem renommiertesten Konzertsaal der Stadt. Masur

hat sich aus Sorge vor der drohenden Gewalt mit Vertretern der Leipziger Kulturszene und der Parteileitung getroffen und gemeinsam mit ihnen einen Aufruf an beide Seiten verfasst, keine Gewalt zu üben. Nur so werde „der friedliche Dialog möglich“, tönt es jetzt aus den Lautsprechern.

Im Gebäude an der Runden Ecke herrscht Spannung, die Leipziger Funktionäre versuchen verzweifelt, Kontakt mit der Staatsführung in Berlin aufzunehmen und Instruktionen anzufordern. Doch Berlin schweigt.

„Die Stasi muss weg! Die Stasi muss weg!“

Um halb sieben ist alles entschieden: Es wird keinen Eingriff geben. Es sind zu viele Demonstranten. Die Behörden hatten mit höchstens dreißigtausend Menschen gerechnet, gekommen sind fast dreimal so viele. Die Uniformierten beginnen abzuziehen.

Magdalena, Hans-Christian und Tobias ist noch nicht ganz bewusst, was das alles bedeuten wird. Doch die Erleichterung ist schon jetzt groß, unbeschreiblich. Christoph Wonneberger gibt ein Live-Interview im westdeutschen Fernsehen. In den Nachrichten, die wieder die gesamte DDR schaut, werden Aufnahmen gezeigt, die zwei westdeutsche Journalisten – u. a. mit Christophs Hilfe – heimlich vom Turm der Reformierten Kirche aus gefilmt haben.

Magdalena und Harry holen Georg ab und versuchen dann mit Nachbarn, die auch in der Stadt waren, bei einer Flasche Wein zu

begreifen, was da eben geschehen ist. Hans-Christian fährt mit Freunden in eine Vorstadtkneipe. Im Schwarz-Weiß-Fernseher an der Decke laufen die westdeutschen Nachrichten. Christoph Wonneberger holt nach Mitternacht die Flasche irischen Whisky aus dem Schrank, die er dort für besonders festliche Anlässe aufbewahrt hatte.

### EPILOG

Die Leipziger Ereignisse vom 9. Oktober 1989 waren ein unmittelbares Vorzeichen für den Fall der Berliner Mauer: Die Tatsache, dass das Regime nicht gegen die Demonstranten vorgegangen war, ermutigte die Einwohner anderer Städte und die Protestwelle erfasste das ganze Land. Die Mauer fiel genau einen Monat später, am 9. November 1989.

Magdalena Grams wurde 1993 Leiterin des Protokollreferats im Leipziger Rathaus.

Hans-Christian Trepte wurde Professor am Lehrstuhl für slawische Sprachen der Universität Leipzig.

Tobias Hollitzer beteiligte sich im Dezember 1989 an den Verhandlungen über das Ende der Leipziger Stasi. Heute leitet er ein Museum, das die Tätigkeit der Stasi und die Funktionsweise des kommunistischen Regimes dokumentiert. Es befindet sich in dem Gebäude an der Runden Ecke.

Christoph Wonneberger erlitt am Montag, dem 30. Oktober 1989, einen schweren Hirninfarkt. Nach dem Mauerfall wurde er in ein Krankenhaus in Hannover verlegt. Einige Sachen musste er wieder von Null auf lernen –

zum Beispiel Sprechen. Die Kirche schickte ihn 1991 in den vorzeitigen Ruhestand. Dies war für Wonneberger ein schwerer Schlag. Heute lebt er in einer Wohnung im Leipziger Stadtzentrum. Von seinem Balkon aus schaut er auf den Turm der Reformierten Kirche und widmet sich verschiedensten zivilgesellschaftlichen und caritativen Aktivitäten. Sein liebstes Hobby ist Radfahren. Zu seinem siebzigsten Geburtstag hat ihm Magdalena Grams eine Überraschung bereitet: eine Feier mit seinen engsten Freunden direkt im Rathaus.

Leipzig wird seit 1989 Heldenstadt genannt.

*(Übersetzung: Ilka Giertz)*



**Der Tag der Entscheidung.** Demonstranten am Montag, dem 9. Oktober 1989, auf dem Leipziger Innenstadtring. An diesem Abend gingen mindestens siebzigtausend Menschen auf die Straße, einigen Schätzungen zufolge sogar neunzigtausend.